

Lucky Letters

Eine Kurzgeschichte von Matthias Fesser

I.

Jim Fischer war an jenem Tag, der sein Leben grundlegend verändern sollte, sehr erschöpft. Er hatte acht Stunden lang Pakete für den United Parcel Service geschleppt und sortiert. Weihnachtspakete. Am Morgen war er zum Arbeitsamt gegangen, und man hatte ihn zu UPS vermittelt. 6 \$ die Stunde, also 48 \$ den Tag und, weil bald Weihnachten war, rundete der Mann, der dort das Sagen hatte, auf 50 \$ auf. Eine bemerkenswerte Geste dachte Fischer. Denn er war es eigentlich gewohnt, bei seinen Eintagesjobs nicht besonders freundlich behandelt zu werden. Für die meisten Chefs war man halt ein namenloser Tagelöhner, der auf Anforderung mehr schlecht als recht irgendeine Drecksarbeit zu erledigen hatte. über die zusätzlichen 2 \$ hatte sich Fischer also besonders gefreut.

Er war auf dem Weg nach Hause. Es war bitterkalt in Buffalo, -12°C. Fischer hatte die Hände tief in den Taschen seines Parkas vergraben. Das Gebäude des UPS war rund zehn Minuten zu Fuß südlich des Zentrums von Buffalo gelegen. Da Fischer etwa fünfzehn Minuten nördlich wohnte, hatte er knapp eine halbe Stunde zu gehen. Er hätte natürlich den Bus nehmen können, doch Fischer ging auch gern mal zu Fuß. >Den inneren Schweinehund überwinden<, sagte er sich immer, wenn eine Entscheidung zwischen Bequemlichkeit und anstrengender Bewegung anstand.

Fischer hatte das Stadtzentrum erreicht. Alles war kitschig-schön vorweihnachtlich beleuchtet. Und da es heute morgen auch noch heftig geschneit hatte, kam auch bei Fischer etwas vorweihnachtliche Stimmung auf. Eigentlich hielt er von dem ganzen Rummel nicht viel, da Weihnachten seiner Meinung nach nur noch eine riesige Verkaufsveranstaltung war. Aber heute abend überkam ihn ein wohliges Gefühl, obwohl er froh und von der Paketschlepperei erschöpft war. Er dachte an den Mann, der ihm die 2 \$ extra gegeben hatte. Wie schön, wenn es immer so freundlich zuging auf der Welt, dachte er. Und als er einen Weihnachtsmann vor dem Kaufhaus mit kleinen Kindern sprechen sah (sicher war es ein Student, der genauso froh wie er), beschloß Fischer, in die schräg gegenüberliegende Bar einzukehren, um von dort dem geschäftigen Treiben etwas zuzuschauen und sich aufzuwärmen. Es war eine Bar, in der sich spießige, durchschnittliche Mittelstandsbürger Buffalos vom Arbeits- und Einkaufsstreß erholten, bevor sie nach Hause fuhren, um sich, wie jeden Abend, mit einem Bier vor den Fernseher zu setzen. Oder in die sich Kollegen nach der Arbeit noch schnell für eine Viertelstunde zurückzogen, um zu quatschen und die Zeit zu überbrücken, bis der Bus abfuhr, der direkt vor der Eingangstür hielt.

Die Bar hatte eine Theke und neun oder zehn runde Tische zum Stehen. Die Tische waren aus Kirschbaumholz und boten jeweils drei bis vier Personen Platz. Im Hintergrund spielte gerade ein verpoptes "Jingle Bells", als Fischer eintrat. Jetzt, eine halbe Stunde nach fünf war viel los, etwa zwanzig Leute tranken, lasen Zeitung oder unterhielten sich. Einige betrachteten die Dinge, die sie soeben beim Weihnachtsshopping erstanden hatten. Fischer bestellte einen Kaffee und zeigte auf einen leeren Tisch am Fenster, um der Bedienung

zu erklären, wo er das Getränk einzunehmen wünschte. Es war gemütlich warm in der Bar, wohl durch die Menschen, aber auch durch die brennenden Kerzen auf den Tischen, und so zog Fischer seinen Parka aus und hängte ihn in Sichtweite an die Garderobe. Die 50 \$ hatte er vorher herausgenommen und zu seinem übrigen Kleingeld, das er noch besaß, in die Hose gesteckt. Er lehnte sich an den Tisch und sah gedankenverloren aus dem Fenster. Inzwischen hatte es wieder angefangen, leicht zu schneien.

Die Winter waren immer streng in Buffalo, das war schon solange so, wie Fischer hier lebte, und das war seit mittlerweile zweiundzwanzig Jahren. Damals war er dreizehn, als sein Vater von Fort Myers nach Buffalo versetzt wurde. Jim brauchte einige Jahre, um den Umzug wegzustecken. Das rauhe Klima hier oben im Norden machte ihm zu schaffen, es war eben ganz anders als im sonnigen Florida. Die Menschen waren so reserviert und in sich gekehrt, was wohl auch mit dem Klima zusammenhing, dachte sich Fischer. Aber als er nach der Schule eine Ausbildung als Goldschmied bei Thorson begonnen hatte, ging es mit ihm wieder bergauf. Er hatte viele Freunde, der Job machte ihm Spaß. Seine Eltern waren später wieder nach Fort Myers gezogen, aber Jim war geblieben. Er hatte ein Auto besessen und in einer ruhigen Bungalowsiedlung am Stadtrand zur Miete gewohnt. Eine ganz normale amerikanische Karriere also, wenn man von der nicht vorhandenen Ehefrau und den beiden ebenfalls fehlenden, von Popcorn und Hamburgern verformten amerikanischen Durchschnittskindern absah.

Und dann war da im letzten Jahr dieser schreckliche Unfall: Martin Heath war bei rot über die Straße gegangen. Es war schon dunkel gewesen und Jim

hatte ihn einfach übersehen. Heath war in hohem Bogen über Jims alten Buick geflogen und mit dem Rücken auf den Asphalt geknallt. Er hatte sich die Wirbelsäule gebrochen, aber wie durch ein Wunder überlebt. Seitdem saß er im Rollstuhl. Jim hatte ihn nie besucht. Nicht im Krankenhaus und auch später nicht. Heath mußte ihn dafür hassen, dachte Fischer und konnte das auch verstehen. Das Gericht hatte Jim nur zu 200 \$ Geldbuße verurteilt. Schließlich hatte Heath rot gehabt und Jim traf deshalb nur eine Mitschuld, weil er fünf Meilen zu schnell gefahren war. Jim wachte noch immer nachts schweißgebadet auf, wenn er im Traum Heath plötzlich vor dem Wagen auftauchen sah. Der Unfall hatte Jims Leben verändert. Er wußte nicht genau wie, aber es war so. Heath war irgendwie immer anwesend. Kurz nach dieser Sache hatte Thorson seinen Laden geschlossen. Jim war seitdem arbeitslos. Mit seiner Ausbildung konnte man in dieser Gegend nichts anfangen, und wegziehen wollte er auch nicht mehr. Er hoffte auf bessere Zeiten. Das Leben ist ein Wellental, mal bergauf, mal bergab, und Fischer hoffte, jetzt die Talsohle der Welle durchschritten zu haben.

Die Bedienung brachte seinen Kaffee, Fischer bedankte sich und schob schon den Dollar unter den Aschenbecher, um es nachher beim Gehen nicht zu vergessen. Der Student vor dem Kaufhaus verteilte kleine Pakete mit Süßigkeiten an die Kinder. Jim dachte an seine Kindheit. Solche Weihnachtsfeste hatte er nie erlebt, mit Schnee und Kälte. Zwar hatte man in Fort Myers natürlich auch Weihnachtsmänner und Tannenbäume. Aber eben keinen Schnee und keine eisige Kälte. Und bei 20°C beim Frisbeespielen am Strand dem Weihnachtsmann zu begegnen, war nicht halb so schön wie das, was die Kinder da drüben vor dem Kaufhaus jetzt erleben durften. Und als sie

umgezogen waren, nach Buffalo, da war Jim schon zu alt, um dieses unbeschreibliche Gefühl noch zu erfahren, das Kindern in der Weihnachtszeit geschenkt wird.

Nein, Jim war nicht unzufrieden mit seinem Leben. Bei den Bediensteten des Arbeitsamtes war er sehr beliebt, weil er nicht wie die anderen Kunden ständig meckerte und schimpfte oder gar betrunken die Einrichtung auseinandernahm. Und so wurden ihm, wenn es irgendwie ging, die angenehmen Eintagsjobs zugeschoben. Die, bei denen man sich nicht dreckig machte oder abends keine Luft mehr bekam, weil man den ganzen Tag Chemikalien oder Abgase einatmen mußte. Durchschnittlich gab es dreimal die Woche Arbeit, das waren dann so etwa 600 \$ im Monat. Davon gingen 300 \$ Warmmiete ab. Fischer hatte nach seiner Entlassung bei Thorson den Bungalow natürlich nicht halten können und war in eine Einzimmerwohnung in der Elmwood Ave gezogen. Die Wohnung gefiel ihm, zumal sie nur 500 m vom Arbeitsamt entfernt lag.

Er hatte also etwa 300 \$ zum Leben im Monat. Nicht viel, Fischer kam damit aus - mußte er ja. Ein Auto war nicht mehr drin. Hin und wieder gönnte er sich mal ein Footballspiel der Buffalo Bills. Wie gesagt, Jim war nicht unzufrieden. Es gab eine Menge Menschen hier in Buffalo, denen es schlechter ging als ihm.

Fischer sah noch immer gedankenverloren dem Weihnachtsmann und den Kindern zu, als ihn eine Stimme in die Gegenwart zurückholte. »Darf ich ?« fragte ihn ein Mann mit einer Kaffeetasse in der Hand. »Ja, natürlich«, antwortete Jim. Er rückte etwas zur Seite, mehr aus Höflichkeit, um dem

Fremden zu zeigen, daß er den Tisch mit ihm teilen wollte. Der Mann grinste ihn freundlich an, so wie man grinst, wenn man sich bedanken will und stellte seine Tasse auf den Tisch. Er war sehr gepflegt und gut angezogen. Unter seinem Kaschmirmantel trug er einen anthrazitfarbenen Anzug und eine Krawatte, die Fischer auf mindestens 70 \$ schätzte. Auch seine Uhr sah sehr teuer aus. Aber es war nicht so eine klobige Zuhälter-Rolox, sondern eine elegante, flache Herrenarmbanduhr. Jim verstand etwas von Uhren, diese mußte teuer gewesen sein. Der Mann war ihm sympathisch. Fischer mußte an Engelbert, den Schnulzensänger denken und lag damit gar nicht so falsch.

»Kalt, nicht wahr?« sagte der Fremde und rieb sich die Hände, als müsse er seiner Aussage Nachdruck verleihen. »Ja, ziemlich«, entgegnete Jim, »besonders der Wind.« Eigentlich störte ihn der Wind überhaupt nicht, aber irgend etwas mußte er ja antworten, und nur ein »Ja, ziemlich« erschien ihm zu wenig - schließlich wollte er nicht unhöflich erscheinen. Der Fremde kramte in seiner Manteltasche und holte eine Packung Marlboro sowie eine Schachtel Streichhölzer hervor. Er hielt die geöffnete Zigarettenschachtel in Jims Nähe. »Danke, hab's mir abgewöhnt.« Der Fremde nahm selbst eine Zigarette und zündete sie an. »Arbeiten sie hier in der Nähe ?« fragte er. Fischer war etwas überrascht und wußte nicht, ob er die Frage seines Gegenübers als Neugier oder einen höflichen Versuch von Smalltalk werten sollte. Aber vielleicht war der Mann ja, ähnlich wie er selbst, von dieser friedlichen Weihnachtsstimmung beseelt und dachte, er müsse mal einem Mitmenschen, an dem er sonst achtlos vorbeigehen würde, etwas Aufmerksamkeit widmen. Sicher hatte er Besseres zu tun, als seine Zeit mit Kneipengesprächen zu verbringen, und so beschloß Fischer, es als eine Art Kompliment zu betrachten, daß der Mann

seine Zeit gerade mit ihm vergeudetete. Normalerweise hätte er mit »Ja, manchmal« oder »Nein, ich habe hier eingekauft« oder einer anderen Antwort aufgewartet. »War leider nur ein Eintagsjob vom Arbeitsamt. Ich bin arbeitslos« sagte Jim und war selbst über seine ausführliche Antwort überrascht. »Oh, das tut mir leid.« Der Fremde klang, als hätte Jim ihm gerade erzählt, daß er Frau und Kinder bei einem Flugzeugabsturz verloren hatte. »Naja, halb so schlimm. Werd' schon wieder was finden« versuchte Jim zu beschwichtigen, um das Gespräch auf Wetter, Football oder sonst irgend etwas Banales zu bringen. Der Mann zog an seiner Marlboro. »Was haben sie denn gelernt ?« fragte er. »Goldschmied.« »Tja, inder Branche ist es schwer. Wie lange sind sie schon...« Der Fremde schien das Wort nicht aussprechen zu mögen. »Seit etwa einem Jahr.« entgegnete Jim. Es war ihm nicht peinlich, dem Mann von seinem Schicksal zu erzählen. Er hatte das Gefühl, der Fremde verstünde ihn, obwohl er sicher noch nie in seinem Leben mit Problemen, wie Fischer sie hatte, konfrontiert worden war. Vermutete Jim zumindest.

Es entstand eine kleine Gesprächspause, die Fischer nutzte, um sich bei seinem Gegenüber für einen kurzen Moment zu entschuldigen. Er bahnte sich einen Weg durch den jetzt sehr gut gefüllten Raum zur Bar und bestellte sich noch einen Kaffee. Als er zurückkam las der Fremde in einem Magazin, das er in der Manteltasche bei sich geführt hatte. Es war ein Wirtschaftsmagazin, soweit Fischer das beurteilen konnte. Jim stellte sich wieder an den Tisch und sah dem Weihnachtsmann zu. Noch immer war er von Kindern umringt. Eines saß auf seinem Schoß und eine Frau, so um die fünfunddreißig, vermutlich die Mutter des Kindes, fotografierte die beiden.

»Eventuell kann ich ihnen helfen«, sagte der Fremde. Fischer wußte zunächst nicht, ob er gemeint war, denn der Mann hatte den Blick noch immer auf die Zeitschrift gerichtet. Erst als er den Kopf hob und ihn ansah, war Jim sich sicher. Er blickte den Mann fragend an. »Erlauben sie, daß ich mich zunächst vorstelle: Rosenbergh, Arthur Rosenbergh.« Er hielt Jim die Hand entgegen. »Jim Fischer.« »Das Schicksal ist nicht immer gerecht, Jim, das wissen wir beide. Es hat es mit mir vielleicht etwas besser gemeint als mit ihnen. Obwohl sie möglicherweise genauso fleißig oder faul, gut oder böse, ehrlich oder verlogen sind wie ich. Ich will damit bloß sagen, daß ich etwas mehr Glück hatte als sie, ohne daß ich etwas dafür getan habe. - Sehen sie, ein Mensch ist von Geburt an blind oder taub. Oder er hat keine Arme oder Beine. Körperliche Defekte meine ich, die ihm von Beginn seines Lebens an alle Chancen nehmen. Ein anderer ist bildhübsch, macht viele Millionen Dollar als Fotomodell. Oder hat ein Talent zum Malen, Singen, Komponieren, Tennisspielen, Bücherschreiben, was weiß ich, und wird stinkreich. Ist das nicht ungerecht ?« Jim überlegte, aber bevor er antworten konnte, fuhr Rosenbergh fort. »Das Schicksal hat es gewollt, daß ich sehr viel Geld verdiene, ohne dafür etwas Nennenswertes tun zu müssen. Ich besitze Häuser in Maine, Vermont, Pennsylvania und hier im Staate New York. Ich könnte von der Miete leben und hätte trotzdem Schwierigkeiten, das ganze Geld sinnvoll auszugeben.« Rosenbergh zündete sich eine neue Zigarette an. »Ich möchte sie an meinem Reichtum teilhaben lassen.« Er schaute Fischer an, so, als wartete er auf eine Reaktion. »Ich gebe ihnen jede Woche 2000 \$, wenn sie an einem kleinen Spielchen teilnehmen.« Jim sah ihn mit einer Mischung aus Skepsis und Neugier an. »Leider muß ich jetzt fort, wenn sie

Interesse haben, dann kommen sie mich bitte am Freitag Abend um sechs Uhr besuchen.« Rosenbergh reichte Fischer eine Visitenkarte, schüttelte ihm die Hand und verließ die Bar, einen verblüfften Jim zurücklassend.

II.

Fischer ging die Oliver Street entlang. Er befand sich im Nordwesten der Stadt, dort, wo die etwas feineren Leute wohnten und demzufolge die etwas größeren Häuser standen. Jim sah nochmals auf die Visitenkarte, die Rosenbergh ihm gegeben hatte und verglich die Hausnummer mit der des Gebäudes, an dem er gerade vorüberging. Ja, er wollte der Einladung folgen. Dunkel war immer noch die Warnung seiner Mutter aus frühen Kindheitstagen in seinem Gehirn eingebrannt. Er sollte keinen fremden Männern folgen, auch wenn sie ihm Bonbons versprochen. War das hier nicht auch so ein Fall ? Und hatte seine Mutter nicht Recht ? Okay, er war mittlerweile dreißig Jahre älter und hoffentlich auch klüger geworden, aber es ist doch schon seltsam, wenn einem ein fremder Mensch so viel Geld anbot. Vielleicht sollte Jim Drogen schmuggeln, hatte er Mutmaßungen angestellt. »Und wenn ich nicht mitmache, und er mich über den Haufen schießt ?« Auch diese Möglichkeit hatte Fischer im Laufe der letzten zwei Tage nach dem Treffen in der Bar natürlich in Erwägung gezogen. Aber eigentlich wußte er von Anfang an, daß er hingehen würde. Er hätte es nicht ertragen, den Rest seiner Tage mit dem Zweifel verbringen zu müssen, ob er nicht an jenem Tag in der Vorweihnachtszeit die Chance seines Lebens verspielt hatte, ohne überhaupt zu wissen, worum es ging. Er wäre jeden Morgen mit der bohrenden Frage aufgewacht, was der Kerl wohl von ihm gewollt hatte. - Er mußte es einfach wissen. Fischer stand vor einem schmiedeeisernen Tor, an dessen gemauerter Umrandung ein goldfarbenes Schild mit der Aufschrift

Oliver Street

No 53

befestigt war. Jim klingelte und sah durch die Gitterstäbe. Ein mit Kieselsteinen ausgelegter Weg führte zu dem etwa dreißig Meter entfernten Haus. Ringsherum englischer Rasen mit Blumenbeeten zwischen Haus und Parkplatz sowie an den Innenseiten der Mauer, die das Grundstück umschloß. Das Wohnhaus selber war zweistöckig und mit Holz verkleidet. Über eine große Veranda, die sich an der gesamten Vorderfront entlangzog, gelangte man zur Eingangstür. Alles machte einen sehr gepflegten und mondänen Eindruck, ohne protzig zu wirken - genau wie Rosenberghs Kleidung vorgestern in der Bar. Jim stellte sich vor, wie gemütlich es sein müßte, an einem lauschigen Sommerabend in einem Schaukelstuhl auf der Veranda des Hauses zu sitzen und in den Garten zu sehen. Das Haus erinnerte ihn an die Winterresidenz des Erfinders Thomas Alva Edison, die er als Kind in Fort Myers ein paarmal besuchte. Dort hatte ihm auch die große Veranda imponiert. Wenn er sich recht entsann, stand dort sogar noch der Schaukelstuhl des alten Edison.

»Bitte kommen sie herein, Jim.« Er hörte Rosenberghs Stimme durch die Gegensprechanlage. Vermutlich war er nach dem Klingeln von einer Kamera beobachtet worden, sonst hätte Rosenbergh nicht wissen können, daß er es war. Denn so sicher war es doch gar nicht, daß er wirklich kommen würde, fand Jim. Er vernahm das leise Geräusch eines Elektromotors. Die rechte Hälfte des Tores öffnete sich, und Jim betrat das Grundstück. Er ging zum

Haus, wo Rosenbergh ihn bereits auf der Veranda erwartete. »Guten Abend Jim, ich freue mich, daß sie gekommen sind.« Rosenbergh begrüßte ihn wie einen alten Bekannten, den er seit Jahren nicht gesehen hatte - sehr herzlich, aber nicht plump vertraulich. Er hatte gute Umgangsformen, das hatte Jim schon in der Bar gemerkt. Rosenbergh bat ihn in das Haus. Er führte seinen Gast in einen Raum, den Jim als Wohnzimmer bezeichnen würde. Aber wahrscheinlich gab es hier viele Wohnzimmer, denn was sollte sich sonst hinter den ganzen Türen des Flures, den die beiden gerade durchschritten hatten, verbergen. Der Raum war etwa neun Meter lang und sechs, sieben Meter breit, schätzte Jim (er konnte so etwas immer sehr schlecht schätzen). Die Wände waren mit schlichter, beigebrauner Raufaser tapeziert, bis auf die der Tür gegenüberliegende. Sie war vollständig verglast und bot einen Blick in den im Dunkeln liegenden, verschneiten Garten. Zur linken der Tür befand sich ein Kamin, dessen Feuer eine wohlige Wärme verbreitete. An den Wänden hingen Bilder alter europäischer Künstler. Jim tippte auf van Gogh, aber er hatte viel zu wenig Ahnung von Malerei, um sagen zu können, wie er zu seiner Vermutung kam. Zur Rechten stand eine Schrankwand aus Mahagoni, davor eine Sitzecke mit drei Ledersesseln sowie einem Marmorrauchtisch. Rosenbergh führte Jim zu dem Tisch und bat ihm, sich zu setzen.

»Möchten sie etwas trinken, Jim ?« fragte er, während er die Bar der Schrankwand öffnete. »Oh, einen Bitter Lemon bitte.« Jim hätte gerne etwas Alkoholisches getrunken, aber er mußte einen klaren Kopf bewahren. Schließlich wußte er noch immer nicht, was ihn erwartete. Rosenbergh schenkte ihm Bitter Lemon und sich einen Whisky ein und setzte sich zu Jim.

»Sicherlich sind sie neugierig, um was für ein Spielchen es sich handelt, das ich mit ihnen machen möchte, nicht wahr, Jim ?« Fischer nickte. »Das kann ich gut verstehen.« Rosenbergh zündete sich eine Marlboro an. »Ich will es deshalb auch nicht unnötig spannend machen und lange herumreden. Kennen Sie die Fernsehsendung "Lucky Letters" ?« Jim hatte sie ein paarmal nebenher laufen lassen, wenn er die Zeitung las oder telefonierte, aber intensiv gesehen hatte er sie nie. Es war eine dieser schrecklich vielen Quizsendungen, in denen man alles vom Toaster bis zum Auto gewinnen konnte.

»Kennen ist übertrieben, ich weiß, daß es sie gibt«, antwortete Fischer. »Macht nichts, Jim. Lassen sie mich kurz die Regeln erklären. Sechs Kandidaten spielen eine Quizrunde gegeneinander. Die beiden besten kommen weiter, für die übrigen vier ist das Spiel beendet. In einem Korb liegen durcheinandergemischt fünfzig Briefumschläge, die Lucky Letters. In jedem befindet sich eine Karte mit einer Zahl zwischen Eins und Fünfzig. Jede Zahl kommt nur einmal vor. An der Preiswand sind fünfzig Preise aufgebaut bzw. symbolisch dargestellt. Jeder Preis hat eine Nummer. Die beiden übriggebliebenen Kandidaten ziehen jeder einen Lucky Letter und erhalten den Preis, dessen Nummer der gezogenen entspricht. Jeder zieht nur einmal und bekommt somit nur einen Preis. Das kann ein Einfamilienhaus sein, wenn man Pech hat, ist es nur ein Radio für 9.95 \$. Das Spiel ist so wie das Leben, Jim. Entweder man hat Glück oder Pech.«

Und was...« Fischer brauchte den Satz nicht zu vollenden. »Das ist ganz einfach.« Rosenbergh stand auf, ging zum Schrank und öffnete eine

Schublade. Er entnahm ein Bündel mit Zwanzigdollarscheinen, eine Tablette und zwei verschlossene Briefumschläge. Er legte alles auf den Tisch. »In den mit den Nummern Eins und Zwei gekennzeichneten Umschlägen befindet sich je eine Karte, die mit einer Nummer zwischen Eins und Fünfzig versehen sind. Genau wie in der Fernsehshow. Sollte der erste Kandidat im Fernsehen nicht die Nummer ziehen, die auf der Karte im ersten Umschlag steht, so können sie das Geld behalten.« Er zeigte auf das Bündel mit den Geldscheinen. »Es sind 2000 \$. Sollte der erste Kandidat tatsächlich die von mir ausgewählte Zahl gezogen haben, bleibt ihnen eine zweite Chance.« Rosenbergh deutete auf den Umschlag, der mit einer Zwei versehen war. »Wenn der zweite Kandidat nicht die Zahl aus Umschlag Zwei zieht, können sie das Geld ebenfalls behalten. Wir werden das Spiel jede Woche wiederholen, solange sie wollen. Sie können also jede Woche 2000 \$ gewinnen.« Rosenbergh lehnte sich zurück und zündete sich eine weitere Marlboro an. Langsam führte er seine linke Hand zum Tisch und nahm die Tablette. »Wenn allerdings beide Zahlen aus den Lucky Letters mit denen in meinen beiden Briefumschlägen übereinstimmen, so müssen sie diese Zyankalikapfel schlucken. Sie führt binnen Sekunden zum sicheren Tod.« Rosenbergh hielt die Tablette hoch. Jim sah ihn fassungslos an.

»Ich bin über ihre Mathematikkenntnisse nicht informiert, Jim, deshalb lassen sie mich ihnen das Rechnen abnehmen. Die Wahrscheinlichkeit, daß der erste Kandidat die richtige Zahl zieht, ist 1:50. Klar, oder ?« Jim nickte, ohne den Inhalt von Rosenberghs Worten aufgenommen zu haben. »Der zweite Kandidat hat dann nur noch neunundvierzig Lucky Letters zur Verfügung, denn einen hat ja schon Kandidat A gezogen. Die Wahrscheinlichkeit, daß er

richtig zieht, ist also 1:49. Auch klar, oder ?« Jim nickte erneut. »Beide Werte werden jetzt multipliziert. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie sterben müssen, ist demnach 1:2450. Und da ein Jahr 52 Wochen hat und die Sendung einmal in der Woche gesendet wird, müssen sie, den Gesetzen der Mathematik folgend, alle 47 Jahre einmal sterben.« Er grinste Fischer an. »Vielleicht nächste Woche, vielleicht nie.« Bevor Jim sich gesammelt hatte und etwas sagen konnte, setzte Rosenbergh seine Ausführungen fort. »Ich habe sie nicht ohne Grund gerade für heute Abend hierher gebeten, mein lieber Jim. In...« Er schaute auf die Uhr. »In fünfzehn Minuten beginnt die Show. Ach ja, zwei Punkte noch: Ich gehe davon aus, daß sie ein Ehrenmann sind, ich bin es auch. Wenn ich verliere, zahle ich. Wenn sie verlieren, schlucken sie die Kapsel, klar ?« Er blickte Fischer scharf und bestimmt an. Dann fügte er, wieder freundlich, hinzu: »Noch etwas zu den Spielregeln. Sie können jederzeit aussteigen. Wenn sie freitags abends an meiner Tür klingeln, dann spielen wir. Wenn sie aber einen Freitag nicht kommen, so ist das Spiel beendet, endgültig, für immer. Die Show wird live gesendet, ich habe also keine Möglichkeit, mir die Zahlen vorher zu besorgen. Ich lasse sie jetzt für zehn Minuten allein. Bitte entscheiden sie sich bis zum Showbeginn, ob wir heute spielen wollen oder nicht.« Rosenbergh verließ den Raum.

Jim versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Frage, die ihn am meisten beschäftigte war, was Rosenbergh wohl dazu gebracht hatte, auf eine solche Idee zu kommen und sie dann auch noch realisieren zu wollen. Er wollte diese Frage verdrängen, denn darüber konnte er später immer noch nachdenken. Er hatte nur zehn Minuten Zeit zu überlegen, ob er sein Leben für 2000 \$ aufs Spiel setzen sollte. 1:2450. Er hatte Mühe, mit diesem Wert

etwas anzufangen. »Eigentlich verdammt unwahrscheinlich, aber wenn nun doch...« Der Einsatz war hoch. Es war der höchste, den ein Mensch zu bieten hatte. »Müßte doch mit dem Teufel zugehen«, dachte Jim. »Aber wenn nun doch...« In Jims Gehirn ging es nicht weiter. Wie ein Computer, der ein Problem lösen muß und nach Input verlangt. Doch Jim hatte nur diesen Input: 2000 \$ - sein Leben - 1:2450. Er war verwirrt. Er mußte an eine Klassenarbeit in Englisch denken, die er damals in der Schule schreiben mußte. Zehn Minuten vor dem Klingeln war ihm damals klar geworden, daß er zweieinhalb Stunden am Thema vorbeigeschrieben hatte. Hektisch hatte er alles durchgestrichen und von vorn angefangen. Es war ein aussichtsloser Kampf gegen die Zeit gewesen. Tausend Gedanken waren ihm durch den Kopf geschossen, und er konnte sie nicht zu Papier bringen, weil seine Hand den Füller nicht so schnell führen konnte. Die Sekunden verrannen, und Jim war klar, er würde die Arbeit verhauen, obwohl er doch jetzt alles wußte. Diesen eisigen Schauer, der ihm damals über den Rücken lief, den hatte er niemals vergessen. Und nun war dieser eisige Schauer zurückgekehrt. Jim konnte zu keiner Lösung kommen. Der Gedanke an die ablaufende Bedenkzeit blockierte sein Gehirn.

Er hörte das Geräusch des Türgriffs. Rosenbergh kehrte zurück.»Haben sie sich entschieden, Jim ?« Es klang sehr freundlich, so, wie das »Kann ich ihnen helfen ?« einer Verkäuferin im Kaufhaus. »Ich mache mit.« Jim war überrascht von dieser Antwort. Er hatte sie nicht selbst gegeben. Es war irgendetwas anderes, was für ihn gesprochen haben mußte. Aber Fischer war dankbar, daß nun eine Entscheidung gefallen war. »Gut, dann werde ich jetzt den Fernseher anmachen.« Rosenbergh ging zur Schrankwand, öffnete eine

Tür und schaltete den dahinter verborgenen Fernseher ein. Dave Martino, der Showmaster, las gerade eine Frage vor und wandte sich an einen der sechs Kandidaten. Offenbar lief die Vorrunde, vermutete Jim. Rosenbergh hatte ihm Bitter Lemon nachgeschenkt und sich in den Sessel gesetzt. »Öffnen sie jetzt bitte den ersten Umschlag.« Jim griff langsam den Umschlag, der mit einer Eins markiert war, und beobachtete dabei die Zyankalikapsel, als rechnete er damit, daß sie ihn wie ein wildes Tier anspringen würde, wenn er eine ruckartige Bewegung machte. Er öffnete den Umschlag und zog die Karte heraus:

12

war mit einem dicken, schwarzen Filzschreiber aufgemalt worden. Martino hatte seine Quizrunde beendet und die vier Kandidaten, die ausscheiden mußten, verabschiedet. Jim starrte auf den Bildschirm. Er war wie hypnotisiert. Rosenbergh hatte sich derweil in seinem Sessel zurückgelehnt und beobachtete Jim. Er zog entspannt an seiner Marlboro. Martino ging mit den beiden verbliebenen Kandidaten zu einem Sockel, auf dem ein Korb mit den Lucky Letters stand. Jim spürte, wie sein Herz klopfte. Er hielt die Karte fest, das Papier wellte sich vom Schweiß seiner Hände. Er zitterte leicht. Der erste Kandidat zog einen Umschlag. Jim atmete schwer. »Preis Nummer 25 !« rief Dave Martino. Jim zitterte jetzt stärker. Er hatte es geschafft, er durfte weiterleben. Das grausame Spiel war vorüber, zumindest für heute. Es war ihm klar, doch er kam sich vor wie in einem Traum, aus dem er nicht zurückkehren konnte. Rosenbergh stand auf. »Gratuliere, Jim. Hier ist ihr

Geld. Ich hoffe, wir sehen uns am Freitag wieder.« Er gab Fischer das Bündel mit den Zwanzigdollarscheinen und brachte ihn zur Haustür. Jim folgte ihm in Trance, noch immer betäubt von dem, was in den vergangenen Minuten passiert war. Erst auf dem Weg nach Hause erinnerte er sich nach und nach an das, was ihn um 2.000 \$ reicher gemacht hatte.

III.

Fischer hatte viel nachgedacht in den letzten sieben Tagen. War dieses Spiel vom letzten Freitag wirklich so gefährlich ? Geht nicht auch jeder, der sich morgens in sein Auto setzt und zur Arbeit fährt, ein unkalkulierbares Risiko ein ? Jim hatte gelesen, dass letztes Jahr in den USA fast 50.000 Menschen bei Autounfällen getötet worden waren. Jeder konnte der nächste sein, und trotzdem würde fast keiner der abermillionen Berufstätigen morgens einen Gedanken daran verschwenden, er könnte vielleicht sein Auto nicht mehr lebendig verlassen. Jim hatte auch an Berufssoldaten gedacht. Taten sie nicht etwas Ähnliches wie er ? Sie setzten ihr Leben für Geld aufs Spiel. Eine Handvoll Dollars, um dafür als Marionette der Großen dieser Welt Krieg zu spielen. Und alle, die Autofahrer, die Soldaten und auch Jim verband ein Gedanke: »Mich wird es schon nicht treffen.« Das Angebot Rosenberghs war sehr gut, hatte Jim überlegt. Denn in welchem Krieg stirbt nur einer von 2450 Soldaten ? Und welcher Soldat verdient 2000 \$ die Woche ? Und trotzdem war ihm die Entscheidung nicht leicht gefallen, denn er wußte, er würde das Schicksal herausfordern, und das war nicht gut. Jim war nicht gläubig, mit Göttern und Kirchen konnte er nichts anfangen. Aber irgendwie hatte er das Gefühl, daß ihn seit letztem Freitag jemand beobachtete, ihn jemand auf die Probe stellen wollte, und er dabei war, nicht zu bestehen.

Jim war auf dem Weg zu Rosenbergh, es war zwanzig Minuten vor sieben. Er würde in gut einer Stunde schon wieder zu Hause sein, mit 2.000 \$ in der

Tasche. Jim war fest davon überzeugt, nein - er wollte fest davon überzeugt sein. Er hatte seit Montag an sich gearbeitet. Montag hatte er die Entscheidung getroffen, das Spiel mitzumachen. Und gleich danach war er zur Bank gegangen, um sich für 25 \$ Eincentstücke zu holen. Er hatte eine Rolle zu fünfzig Stück weggenommen und den Rest rechts auf dem Schreibtisch zu einem Haufen aufgetürmt. Der übriggebliebenen Rolle hatte er eine Münze entnommen und sie links auf den Schreibtisch gelegt. Jim war zufrieden gewesen. Die Größe des rechten Geldberges schien die Richtigkeit seiner Entscheidung zu bestätigen. Der einzelne Cent links war machtlos gegen die 2.450 anderen Münzen. Und jedesmal, wenn ihn wieder Zweifel überkamen, ob er es nicht doch lassen sollte, dann hatte er sich den Münzhaufen vorgestellt. Er war fest entschlossen, diese eine Möglichkeit, die den Tod bedeutete, aus seinem Bewußtsein zu eliminieren. Und so hatte er auch die Frage aus seinem Kopf verbannt, ob er die Tablette im Ernstfall wirklich schlucken würde. Diesen Ernstfall würde es nicht geben, hatte Jim seinem Hirn zu denken befohlen.

Und er hatte Fortschritte gemacht. Er war heute abend kaum noch ängstlich. Natürlich war er angespannt, und natürlich würde sich nachher auch wieder die Karte vom Schweiß seiner Hände wellen. Aber er würde vor Rosenbergh nicht wieder so eine erbärmliche Vorstellung abliefern wie letzten Freitag. Jim wollte tapfer sein. Auch über zwei andere Fragen, die ihn immer wieder bewegten, wollte Jim sich keine Gedanken mehr machen: Was hatte Rosenbergh zu diesem Spiel getrieben und warum hatte er sich dafür Jim ausgesucht ? Bloß, weil er gerade in der Bar stand und so aussah, als könne er Geld brauchen ? Vermutlich war es so, aber, wie gesagt, Jim wollte sich

hierüber nicht mehr den Kopf zerbrechen. Denn selbst wenn er Antworten auf diese Fragen gefunden hätte, an der Situation würde es nichts ändern. Es lief alles so ab, wie Fischer es sich vorgestellt hatte. Rosenbergh führte ihn in das Wohnzimmer und schenkte ihm zu trinken ein (diesmal hatte Jim auch einen Whisky genommen). Der Fernseher lief schon. Jim öffnete den ersten Umschlag, Kandidat Nummer Eins zog einen Lucky Letter und Jim war um 2.000 \$ reicher. So einfach war das. Es ging sehr schnell, und Fischer wunderte sich, wieso ihm die ganze Prozedur vor einer Woche so endlos lang vorgekommen war. Dann stand er auf, schüttelte Rosenbergh die Hand und ging durch den kalten Winterabend nach Hause.

IV.

Die Stadt Buffalo stöhnte unter der Hitze jenes Julitages. Jim saß mit Wilma in einem Straßenkaffee. Beide tranken einen Espresso und erholten sich vom Streß des Einkaufsbummels, den sie gerade hinter sich gebracht hatten. Er hatte Wilma vor drei Wochen getroffen. Sie war wunderschön mit ihren endlos langen Beinen, ihren schwarzgelockten Haaren und den großen, braunen Augen. Ein Mädchen, von dem Jim sein Leben lang geträumt hatte. Bei dem Namen Wilma hatte er sich immer eine Frau wie seine Tante Charlotte aus Atlanta vorgestellt: - klein und dick und mit einer Stimme, die einen sofort erschauern ließ, wenn sie nur den Mund aufmachte. Charlotte kommandierte ständig herum und nörgelte über alles. Einmal hatte sie an Thanksgiving beim Essen ihrem Mann vor der versammelten Familie einschließlich Jim und seinen Eltern verboten, auf der Toilette die Zeitung zu lesen. Sie hatte sich richtig in Rage geredet. Es war allen sehr peinlich, und man merkte, wie Onkel Gordon vor Scham fast im Boden versunken wäre.

Aber Wilma war zauberhaft. Kennengelernt hatte Jim sie im McKinneys, einem der vornehmsten Restaurants in Buffalo. Der Kellner hatte ihn zu ihr an den Tisch gesetzt, da kein anderer Platz mehr frei war. Wilma war damit einverstanden. Jim war fein angezogen und mit sich selbst zufrieden. Ansonsten hätte er Wilma auch niemals gefragt, ob er sie nach dem Essen zu einem Cocktail einladen durfte. Sie sagte zu und beide verbrachten des Rest des Abends im Checkers, einer eleganten Yuppiekneipe. Am Samstag darauf

hatten sie sich wiedergetroffen. Nach einem Theaterbesuch waren sie zu ihr gefahren und hatten eine wunderbare Nacht miteinander verbracht. Seitdem sahen sie sich regelmäßig, und Jim war glücklich, daß er damals vor sieben Monaten Rosenbergh in der Bar begegnet war. Ja, ihn überkam ein Gefühl von Dankbarkeit, denn er wußte, ohne Rosenbergh und sein scheußliches Spiel hätte er Wilma niemals kennengelernt.

Sie war eine von diesen Frauen, die viel Geld kosteten. Eine dieser Frauen, die man am Flughafen in Begleitung von leicht ergrauten millionenschweren Geschäftsleuten in Privatjets steigen sah, um nach New York zum Einkaufen zu fliegen. Eine dieser Frauen, die man dort fand, wo das Geld war. Geld macht sexy, das wußte Jim. Und er hatte längst begonnen, dieses Gefühl zu genießen, attraktiv zu sein. Es störte ihn nicht, daß es eigentlich nur das Geld war. Jim zeigte, was er hatte. 8.000 \$ im Monat machten ihn zwar noch nicht zum Millionär und mit den Leuten in den Privatjets konnte er natürlich nicht mithalten. Aber immerhin: Wilma fuhr auf ihn ab. Oder besser: auf ihn und das Geld. Oder noch besser: auf das Geld und ein bißchen auf ihn. Doch wie gesagt, das störte ihn nicht, er verdrängte es einfach.

Wilma hatte ihn immer noch nicht gefragt, womit er sein Geld verdiente. Vermutlich reichte ihr die Tatsache, daß er genug davon besaß. Oder sie wollte es auch gar nicht wissen, um Jim nicht in Verlegenheit zu bringen. Denn es hätte ja sein können, daß es aus Quellen kam, die nicht legal waren. Für Frauen wie Wilma zählte nicht das "woher", sondern das "wieviel", glaubte Jim zu wissen. Er hatte ihr erzählt, daß er schon seit Monaten ein ordentliches Haus suchte, aber einfach nichts finden konnte und deshalb in der kleinen

Wohnung in der Elmwood Ave wohnte. Nur vorübergehend also. Sie hatte Mitgefühl gezeigt, als sie zum ersten Mal seine Bude betreten hatte, und ihn bewunderte, daß er es dort schon so lange aushielt. Wilma versprach, sie wollte mal Ausschau halten für ihn, und Jim hatte Angst, sie würde wirklich etwas finden. Denn so, wie er Wilmas Geschmack einschätzte, hätte das sein wöchentliches 2.000 \$-Budget bei weitem überstiegen. Eigentlich wußte er, daß er lieber die Finger von Wilma lassen sollte. Er lebte plötzlich in einer Welt, die er nur vom Fernsehen kannte. So eine Art "Pretty Woman" mit vertauschten Geschlechtern. Und das alles fand in den gleichen Räumen, Häusern und Straßen statt, die er so genau zu kennen geglaubt hatte. Ein völlig neues Leben in der alten Umgebung. Nur weil er etwas mehr als vorher von diesen grün bedruckten Papierscheinen besaß. Noch nicht einmal das: er besaß nicht mehr, es waren nur mehr Nullen auf diesen Scheinen. Auf Papier gedruckte Nullen hatten ihm Zutritt zu einer neuen Welt verschafft, einen neuen Jim Fischer aus ihm gemacht. Der Gedanke faszinierte ihn. Er war im Begriff, die Seiten zu wechseln. Der alte Jim Fischer hatte sich über zwei Dollar gefreut, die ihm der Mann bei UPS extra gegeben hatte, letztes Jahr kurz vor Weihnachten. Der neue Jim Fischer konnte selbst zwei Dollar verteilen, um jemandem eine Freude zu machen. Der neue Jim Fischer würde vielleicht auch in eine Bar gehen, sich an einen Tisch stellen und sein Gegenüber würde sich Gedanken darüber machen, warum er wohl so viel Geld für Klamotten ausgeben könne. Oh, es war schön, die Denkweise der Menschen zu kennen, deren arme kleine Welt er dank der zusätzlichen Nullen verlassen durfte.

Jim hatte sich in den sieben Monaten seit dem ersten Spiel mit Rosenbergh einen guten Geschmack zugelegt. Er erkannte inzwischen sofort, ob ein Hemd von Boss war oder Pierre Cardin, ein Anzug von Armani oder Valentino stammte. Damals konnte er das noch nicht, und der Gedanke daran, wie er früher herumgelaufen war, berührte ihn doch unangenehm. Auch gutes Essen schätzte er mittlerweile, was auch der Grund seines Besuches bei McKinneys vor drei Wochen war, als er Wilma kennengelernt hatte. An seinen wöchentlichen Gang freitags zu Rosenbergh hatte sich Jim gewöhnt. Er hatte endgültig aufgehört, Angst zu haben. Die Möglichkeit, daß beide Zahlen gezogen würden, erschien ihm so unendlich fern. Nur einmal hatte bisher der erste Kandidat die Zahl gezogen, die in Rosenberghs erstem Umschlag stand. Das war irgendwann im März oder April. Es war zwar ein ungutes Gefühl gewesen, als er den zweiten Umschlag zum ersten Mal öffnen mußte, aber Jim war sicher gewesen, daß alles gutgehen würde. Und so war es dann ja auch: Der zweite Kandidat hatte die 5 in seinem Lucky Letter, Jim aber die 31 im zweiten Umschlag. Die Angst der ersten Sendung hatte ihn nie wieder übermannt. Er hatte die Angst besiegt. Vielmehr war es jetzt ein Gefühl, das Fischer schwer beschreiben konnte. Es war eine Art Demütigung, die er empfand. Rosenbergh spielte mit Jims Leben, und er ließ es zu, weil er das Geld wollte. Und wenn Rosenbergh wieder einmal gespürt hatte, wie Fischers Dasein nur davon abhing, daß er die falschen Zahlen auf die Karten schrieb, dann gab er ihm 2.000 \$ und schickte ihn nach Hause. Jim stellte sich vor, daß sich so eine Hure fühlen mußte, die nach geleisteten Diensten schnell ausbezahlt und dann aus dem Auto geschmissen wurde. Er verkaufte immer auch ein bißchen Selbstachtung, wenn er freitags den Klingelknopf drückte und damit die nächste Runde dieses aberwitzigen Spiels einläutete. Es war

nicht so, daß er Rosenbergh verabscheute, absolut nicht. Er mochte ihn eigentlich sogar recht gerne. Es war nur schmerzlich, wie schonungslos er Jim zeigte, daß er käuflich war.

Jim trank seinen Espresso aus und sah auf die große Uhr am Rathaus gegenüber. »Ich habe um 7:00 Uhr noch eine wichtige Besprechung, Schatz. Es wird nicht lange dauern. Ich komme dann zu dir, okay ?"« »Okay«, antwortete Wilma. Sie dachte sich nichts dabei und fragte auch diesmal nicht weiter nach, was für eine Art von Besprechung das sei. Es wäre die ideale Gelegenheit für sie gewesen, etwas mehr über Jims Einnahmequellen herauszubekommen - wenn sie gewollt hätte. Aber es hatte sie schon am letzten Freitag nicht besonders interessiert, wohin er für eine Stunde verschwinden mußte. Wie gesagt: das "wieviel" zählte, nicht das "woher". Und Fischer war auch froh, ihr keine Erklärungen abgeben zu müssen. Jim gab Wilma einen Kuß, legte zehn Dollar auf den Tisch und ging zu dem Taxistand vor dem Rathaus. Als er den Zebrastreifen überquerte mußte er an Heath denken. Er war damals genauso arglos über die Straße gegangen als Jim ihm sein Leben zerstörte.

Fischer schwitzte, als er das Taxi verließ, denn die Klimaanlage war kaputt und das war bei diesen Temperaturen natürlich nicht sehr angenehm. Jim hatte sein Jacket ausgezogen und lässig über die Schulter geworfen. Er klingelte. Rosenbergh öffnete die Tür, ohne ihn vorher über die Sprechanlage hereinzubitten. Das brauchte er auch nicht mehr, denn inzwischen war alles Routine geworden. An der Haustür nahm ihn Rosenbergh in Empfang, und sie tauschten das übliche »Guten Abend, Jim« und »Guten Abend, Mr.

Rosenbergh« aus. Heute wäre so ein Tag gewesen, an dem man abends im Schaukelstuhl auf der Veranda hätte sitzen können, aber Jim verschwendete keinen Gedanken mehr daran. Er wollte schnell zu Wilma zurück. Im Haus war es angenehm kühl. Beide begaben sich in das Wohnzimmer. Rosenbergh ging zur Bar und fragte Jim, was er trinken wolle. »Ich hätte gerne ein Wasser. Alles andere wäre heute tödlich, glaube ich.« Rosenbergh schenkte ihm ein Wasser ein. »Da könnten sie recht haben, Jim.« Er lächelte seltsam. Ohne daß er darüber nachdachte, griff Fischer zum ersten Umschlag und öffnete ihn:

48

stand auf der Karte. Rosenbergh hatte den Fernseher eingeschaltet, in seinem Sessel Platz genommen und sich eine Marlboro angezündet. Alles war wie immer. Dave Martino war noch in der ersten Runde. Jims Gedanken schweiften ab. Wilma wollte mit ihm für zwei Wochen nach Europa fliegen. Paris, Rom, Mailand, Heidelberg und London wollte sie sehen. Eine Freundin von ihr war gerade von einem solchen Trip zurückgekehrt und hatte ihr vorgeschwärmt, wie schön alles sei. Und nun wollte sie natürlich auch dorthin, allein schon, um mitreden zu können. Was ihm dabei Kopfzerbrechen bereitete, das war der Freitag, an dem er nicht zum Spiel erscheinen könnte. Rosenbergh hatte gesagt, das Spiel wäre unwiderruflich zu Ende, wenn er einmal nicht erschiene. Aber er wollte mit ihm darüber reden. Sicher würde er Verständnis für Jims Anliegen aufbringen. »48«, hörte er Martino jubeln. Jäh wurde Fischer in seinen Überlegungen unterbrochen. Er sah ungläubig auf die

Karte. Tatsächlich. Die erste Zahl stimmte. Er blickte kurz fragend zu Rosenbergh hinüber, so, als wüßte er nicht, was er jetzt tun sollte. Aber er hatte sich schnell gefangen und nahm den zweiten Umschlag. Schließlich wollte er keine Angst zeigen. Und außerdem war die Wahrscheinlichkeit immer noch 1:49. Jim riß den Umschlag auf:

23

Fischer bemühte sich, entspannt zu wirken. Dave Martino war fertig mit der Präsentation der Golfausrüstung, die Kandidat Eins gewonnen hatte. Er bat den zweiten, einen Lucky Letter zu ziehen. Fischer war unruhig, er starrte auf den Fernseher.

»23«, rief Martino. Jim war entsetzt. Seine Gesichtszüge entgleisten. Seine Kehle war trocken, er versuchte zu schlucken. Er wollte nachdenken, er konnte nicht. Nicht einmal ein » Aus, vorbei, Tod « oder ähnliches produzierte sein Gehirn. Sein Kopf war leer. Er griff das Glas, um zu trinken, doch sein Arm konnte den Mund nicht finden. Er sah jämmerlich aus, als er das ganze Wasser auf sein Hemd schüttete. Und Rosenbergh konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Jim hatte das aber nicht bemerkt. Sein Blick suchte den von Rosenbergh. Seine Selbstbeherrschung war dahin, er sah aus wie ein verängstigtes Kaninchen. »Sie wissen, was sie zu tun haben, Jim ?« fragte Rosenbergh ruhig. Fischer wußte es. Er suchte einen Ausweg, doch er fand keinen. Und er wußte, es gab keinen. Er hätte weglaufen können. Rosenbergh hätte ihn nicht aufgehalten, da war er sicher. Aber er war ein Ehrenmann. Ja,

er wollte auch für seine Ehre sterben, wenn es denn sein mußte. Jim hatte die Fassung wiedergefunden. Er würde jetzt die Tablette nehmen, und alles wäre vorbei. Würde er weglaufen, könnte er den Rest seines Lebens nicht mehr in den Spiegel schauen. Er würde die Fratze eines Feiglings erblicken, der seine Ehre verloren hatte. Lieber wollte er sterben. Jim blickte auf den Tisch. Erst jetzt nahm er die Tablette wahr. Sie sah bedrohlich aus. Aggressiv und herausfordernd, als wollte sie sagen »Komm, kämpfe du Feigling! Ich werde dich besiegen, ich bin stärker als du!« Er griff nach ihr. Sie war jetzt ruhig, und er spürte sie kaum in seiner Hand. Sie lauerte, um zum tödlichen Biß anzusetzen. Fischers Arm ging langsam zum Mund. In der anderen Hand hatte er noch das Glas. Ein wenig Wasser war noch übrig, es reichte, um die Kapsel zu schlucken. »Das war es denn«, dachte Jim. Er spülte die Tablette hinunter und blickte Rosenbergh an. Er sollte also der letzte Mensch sein, den er in seinem Leben erblickte. Jim wartete auf die Wirkung des Zyankalis. Er wußte nicht, ob er noch Schmerzen haben würde oder einfach sterben würde, so wie man abends im Bett einschief. Jim wartete. Und je länger er dies tat, desto fragender wurde sein Blick, der immer noch auf Rosenbergh gerichtet war. Er wartete, Jim wartete auf den Tod. Endlich platzte es aus ihm heraus: »Was ist los, verdammt noch mal, wieso lebe ich noch ?«

»Jim, ich bin Geschäftsmann, kein Mörder. Sie werden nicht sterben, jedenfalls nicht hier und nicht heute. Was glauben sie, was die Polizei sagen würde, wenn man sie hier mit Zyankali im Bauch fände ? Meinen Sie, die würden mir die Geschichte glauben ? Und selbst wenn, ich wäre wegen Beihilfe zum Selbstmord und unterlassener Hilfeleistung dran. Die Tablette enthält ein Vitaminpräparat gegen Erkältungskrankheiten. Ich bedaure, daß

unser Spiel nun zu Ende ist. Es war für mich sehr interessant, Sie in dieser Zeit beobachten zu können.«

Jim war zum wiederholten Male in diesem Raum sprachlos. Rosenbergh hatte ihn einmal mehr durch ein Wechselbad von Gefühlen gejagt. Jim wußte, daß er nun eigentlich glücklich sein mußte, aber er traute dem Frieden nicht, er konnte nicht verstehen, daß alles vorbei war. Dieses Ende paßte so gar nicht in sein Konzept. Er war einfach nicht darauf vorbereitet. Rosenbergh brachte seinen Gast ein letztes Mal zur Haustür. Als er sie öffnete, schlug beiden die Hitze wieder entgegen. Die Sonne war zwar mittlerweile untergegangen, aber das hatte nicht wesentlich für Abkühlung gesorgt. Wie gern hätte Fischer sich mit ihm für ein oder zwei Stunden auf die Veranda gesetzt, um zu reden. Er wußte noch immer nicht, was Rosenbergh veranlaßt hatte, dieses Spiel mit ihm zu treiben. Er hätte es gerne gewußt. Doch er hielt es für angemessen, jetzt zu gehen. Rosenbergh hätte es ihm schon von selbst gesagt, wenn er gewollt hätte. Jim ging nach Hause und rief Wilma an, daß er nicht kommen könne. Er dachte sich eine fadenscheinige Ausrede aus. An diesem Abend wollte er allein sein. Rosenbergh hatte mittlerweile den Videorekorder ausgeschaltet, mit dem Fischer die Lucky-Letters-Show gezeigt worden war, die Rosenbergh im letzten Sommer aufgezeichnet hatte.

V.

Jim saß an seinem Schreibtisch und blickte aus dem Fenster. Natürlich war er froh gewesen, dem Tode entronnen zu sein. Aber allmählich stellten sich Probleme ein. Von den 56.000 \$, die er im Laufe von sieben Monaten verdient hatte, war das meiste bereits ausgegeben. Nur 4.000 \$ lagen noch auf einem Bankkonto. Er hatte es vor zehn Wochen eingerichtet und wöchentlich 500 \$ eingezahlt, um sich einen Wagen anzuschaffen. Sonst hatte er kein Geld gespart. Wozu auch ? Er hatte sich darauf eingestellt, sterben zu müssen, wenn seine Geldquelle versiegte. Er überlegte, wo das ganze Geld geblieben war. 620 \$ hatte er noch im Haus. Nach dem letzten Besuch bei Rosenbergh vor eineinhalb Wochen waren es 1.400 \$ gewesen. Jim hatte, an seinem neuen Lebensstil gemessen, sparsam gelebt. Er hatte nur 780 \$ in zehn Tagen ausgegeben. - Doch was sollte passieren, wenn das Geld alle war ? Der Gedanke, wieder zum Arbeitsamt zu gehen und für 50 \$ am Tag zu jobben, erschien ihm unerträglich. Und selbst wenn: Wie sollte er mit 600 \$ im Monat über die Runden kommen ? Sollte er wieder Corned Beef aus der Dose essen und sich jeden zweiten oder dritten Tag einen Burger-King-Besuch gönnen ? Jim überkam Ekel. Wie konnte er bloß damals so leben und auch noch glücklich sein ? Fischer betrachtete das Jacket, das an der Garderobe neben dem Fenster hing. Es war sein Lieblingsjacket, grau, mit feinen Nadelstreifen. Wilma hatte es für ihn ausgesucht, im besten und natürlich teuersten Laden von ganz Buffalo. Es hatte 595 \$ gekostet, fast soviel, wie er damals in einem Monat gebraucht hatte, einschließlich Miete.

Jim überkam ein Gefühl der Verzweiflung. Er hatte sich so an sein neues Leben gewöhnt, daß ihm das Dasein vor der Rosenbergh-Zeit wie das Fegefeuer vorkam. Wie oft hatte Jim in Illustrierten von alternden Film- oder Sportstars gelesen, die nach ihrer Karriere nicht mehr den Sprung zurück in ein normales Leben schafften. Ihnen fehlten die Massen, die ihnen zujubelten, die Autogrammjäger, die Beachtung. Und Jim ? Sollte er nicht auch in die Welt der unscheinbaren und unwichtigen Menschen zurückkehren? Die, für die sich keiner interessierte, zu denen keiner heraufschaute ? Er sollte wieder das essen, was alle aßen, das anziehen, was alle anzogen.

Es klingelte. Jim ging zur Tür und öffnete. Wilma stürmte herein, sie sah wie immer bezaubernd aus. Sie trug dieses sündhaft teure Minikleid aus Seide, das Jim ihr gekauft hatte. Sie hatte vor dem Laden gestanden und geschwärmt und Jim spüren lassen, wie sie darauf wartete, daß er es ihr endlich schenken würde. »Ich habe eine Überraschung für dich, Liebling !« Sie war völlig aus dem Häuschen. »Du erinnerst dich doch an das Haus in der Oliver Street, oder ?« Natürlich erinnerte Jim sich. Es war ein wunderschönes Haus, etwa so groß wie das von Rosenbergh und mit ebensoviel Garten. Es wurde von einer Familie mit zwei Kindern bewohnt. Der Mann war Broker an der Wall Street. Er kam jeden Abend mit der Achtuhrmaschine der United nach Hause. Seine Frau holte ihn vom Flughafen ab. Morgens um punkt 6:00 Uhr fuhr er dann mit dem Taxi wieder hin und flog zur Arbeit nach New York. Jim war mit Wilma ein paarmal an dem Haus vorbeispaziert. Sie hatten sich vorgestellt, darin zusammen zu wohnen und vielleicht sogar eine Familie zu gründen. »Klar weiß ich, was Du meinst, Schatz.« »Du kannst es mieten. Die Familie, die darin wohnte, ist nach New York gezogen ! Nur 1.800 \$ im

Monat.« Wilma strahlte Jim erwartungsvoll an.»Oh, ja... äh... Das ist wunderbar«, stammelte Jim, »ich werde es mir überlegen.« »Überlegen ?« fragte Wilma. »Ich renne mir seit zwei Wochen die Hacken wund, um für dich ein vernünftiges Dach über dem Kopf zu finden. Dann ziehe ich unser Traumhaus an Land, und du willst es dir überlegen ?« Sie war wütend. Vermutlich konnte sie auch nicht auf die Idee kommen, daß Jim nicht genug Geld haben könnte, um das Haus zu mieten. Solche Probleme waren ihr natürlich fremd. Jim dachte verzweifelt nach. Sollte er Wilma sagen, daß er in Zukunft wieder von 600 \$ im Monat leben müßte ? Einen Betrag, der während ihrer bisherigen Beziehung nur drei Tage zu reichen hatte ? Würde Wilma ihn noch lieben, wenn sie abends nicht bei McKinneys essen könnten wie andere Leute bei McDonalds ? Er wußte die Antwort selbst. Doch er wollte Wilma nicht verlieren, unter keinen Umständen. Sie stand vor ihm, die Arme verschränkt. Offenbar wartete sie auf eine Erklärung. »Sieh mal, Schatz. Das alles kommt sehr plötzlich. Ich meine, das muß doch durchdacht werden. Ich meine... Ich kann ja auch noch morgen...« Er klang wenig überzeugend. »Ruf mich an, wenn du dich entschieden hast. Bis morgen Mittag hast du Zeit. Dann rufe ich den Makler an und sage, daß du kein Interesse hast.« Wilma ging. Mit einem lauten Knall fiel die Wohnungstür in das Schloß. Jim war allein. Ihm wurde nach und nach bewußt, wie abhängig er von Rosenberghs Geld geworden war. Nicht er hatte das Geld besessen, wie er immer glaubte, sondern das Geld besaß ihn. Es hatte ihm Schutz geboten, ihn erzogen und abhängig gemacht. Und jetzt ? Das Geld hatte sich aus dem Staub gemacht, ihn aus dem warmen Nest gestoßen und ihn in einer Welt zurückgelassen, in der er sich nicht mehr wohlfühlte. Er würde Wilma verlieren, wenn er das Haus nicht nehmen würde. Aber 1.800 \$ im Monat allein für Miete waren utopisch.

Jim holte sich die Southern-Comfort-Flasche aus dem Schrank und goß sich ein Glas ein. Er trank den Whisky nur, wenn er scharf nachdenken mußte. Zuletzt hatte er die Flasche an jenem Montag angerührt, als er sich entschied, Rosenberghs Spiel mitzumachen. Jim spülte das Glas in einem Schluck hinunter. Er ließ die letzten Wochen mit Wilma Revue passieren. Es war eine tolle Zeit, dachte er. Ihm fielen die Spaziergänge ein, wie sie ausgelassen im Park herumgetobt und unbeschwert und glücklich in den Tag hineingelebt hatten. Er trank ein weiteres Glas Whisky. Alles kam ihm wie ein Alptraum vor. Es konnte einfach nicht vorbeisein, es durfte einfach nicht. »Für jedes Problem gibt es eine Lösung«, hatte sein Vater immer gesagt. Der hatte gut reden, dachte Jim. Er stellte sich einen Todeskandidaten in einem Gefängnishof im Wilden Westen vor. Zehn Soldaten hielten ein Gewehr im Anschlag auf ihn. Er stand gefesselt an einem Pfahl, die Augen verbunden. Eben hatte man ihm die letzte Zigarette aus dem Mund genommen. Nun kam sein Vater und flüsterte dem Delinquenten zu, daß es für jedes Problem eine Lösung gebe. Jim mußte lachen, es war ein zynisches Lachen. Er nahm einen Schluck Whisky aus der Flasche. Und wenn er Wilma nun alles sagte ? Vielleicht würde sie ihn verstehen und lieben, auch, wenn er arm und arbeitslos wäre. Er nahm noch einen Schluck und wählte ihre Nummer. Das bereitete ihm leichte Probleme, denn der Whisky war ihm bei der Hitze zu Kopf gestiegen. Wilma war nicht da.

VI.

Rosenbergh saß im Wohnzimmer und ließ die Zeitung. Während er die Meldung über den Freitod des Mannes studierte, der sich am Vorabend betrunken vom Balkon seiner Wohnung in der Elmwood Ave gestürzt hatte, nahm er den Hörer ab. Er wählte die Nummer seines Neffen. Martin Heath verspürte Schmerzen, als er zum Telefon griff, das neben seinem Rollstuhl stand. »Heath. Mit wem spreche ich ?« »Hallo Martin, hier ist Arthur. Hast du schon die Zeitung gelesen ? Er hat gestern abend Buße getan.«